

# Tempel, Festung, Burg: Luigi Snozzis "Stadthof" in Sursee bringt grossstädtisches Flair ins Luzerner Hinterland

Autor(en): **Hartmann Schweizer, Rahel**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Tec21**

Band (Jahr): **129 (2003)**

Heft 23-24: **Wakkeres Sursee**

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-108757>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Tempel, Festung, Burg

Luigi Snozzis «Stadthof» in Sursee bringt grosstädtisches Flair ins Luzerner Hinterland

**Nicht zuletzt dem «Stadthof» des Architekturbüros von Luigi Snozzi hat Sursee die Verleihung des Wakkerpreises zu verdanken. tec21 sprach mit dem Architekten über die Genese des Baus und über seine «Defekte».**

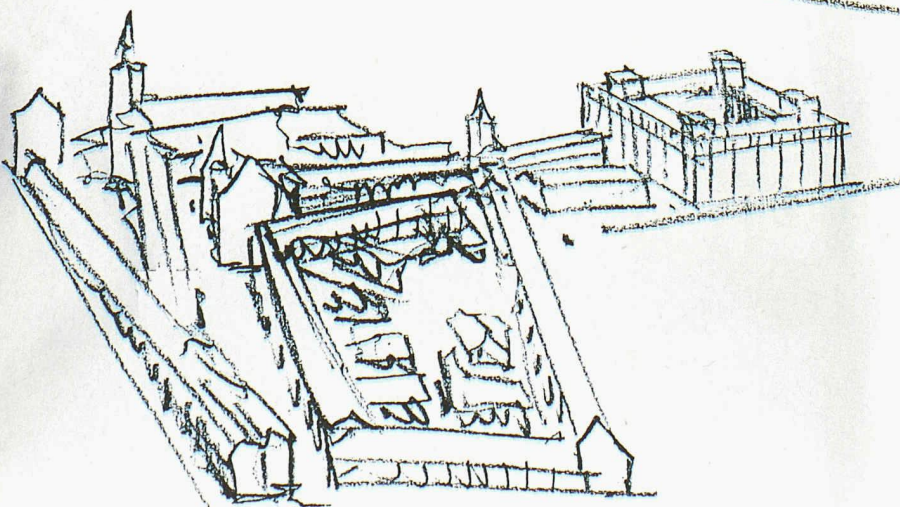
Sie wird in der Deutschschweiz oft beschworen, die «Italianità» – jüngst erst wurde sie dem «Platz» vor der neuen Fassade des Bahnhofs Bern attestiert, obwohl von «piazza» hier kein Rede sein kann, handelt es sich doch gerade mal um die Restfläche, welche die Strasse übrig lässt. Der Ausdruck ist überstrapaziert, aber wenn es einen Ort gibt, wo er Gestalt angenommen hat, dann

in Sursee, in der monumentalen Präsenz von Luigi Snozzis «Stadthof».

Sursee teilt das Schicksal so mancher mittelländischer Kleinstädte: Architektonisch wenig ambitionierte Industrie- und Gewerbebauten wuchern zwischen der A1 und der Entlebucher SBB-Linie Luzern–Bern. Von weitem lässt sich die Altstadt nur erahnen, weil der Turm der Kirche dank ihrer erhöhten Position noch so manchen Neubau überragt. Die Gefahr der Musealisierung der Altstadt bzw. deren kommerzielle Aushöhlung ist der Stadt nicht fremd. Bekämpft hat sie sie einerseits mit einem Projekt der Luzerner Planergemeinschaft Ineichen, Affentranger, Dové und Egloff, welche die städtebaulichen Strukturen klärte. Andererseits mit einem Verkehrsregime, das die Altstadt zur Begeg-

1

Skizze von Luigi Snozzi, die die Beziehung zwischen Altstadt und «Stadthof» illustriert (Bild: Luigi Snozzi)





2

Die Würde eines Tempels, die Kraft einer Burg: Der «Stadthof» wirkt als Scharnier zwischen Alt- und Neustadt (Bild zvg)



nungszone macht (siehe Kasten). So haben die kurzlebigen Boutiquen nicht überhand genommen, auf engstem Raum gibt es mehrere Restaurants und Cafés, und die Häuser am Unteren Graben sind bewohnt, die Vorgärten bestellt. Die grosszügige Geste aber, der selbstbewusste Wurf, ist der «Stadthof» von Luigi Snozzi.

Der «Stadthof» saniert eine neuralgische Stelle im Stadtgefüge. Ausserhalb der ehemaligen Stadtmauern situiert, ist er prominenter Auftakt der Neustadt und funktioniert dennoch auch als Scharnier zwischen dem intakten historischen Gefüge und den teilweise dispersen Strukturen des Neubaugebiets. Verlässt man die Altstadt auf der Westseite durch das enge Untertor, tritt man wie durch eine Schleuse auf den grosstädtisch anmutenden Platz vor dem «Stadthof», der linker Hand

förmlich thront. Rechter Hand erhebt sich das renovierte Schulhaus St. Georg – es wurde 1902/03 vom Wahlgenfer Werner Lehmann gebaut –, sowohl in seinen Dimensionen als auch seiner Architektur wegen ein würdiges Gegengewicht zu Snozzis Werk. Auf einer Achse mit dem Untertor liegt die Chrüzlikapelle, die dem Gebiet «Käppelimmatt» den Namen gibt. «Wir haben ihr die starke Funktion eines Pendants zum Tor zurückgegeben, sodass wieder ein Dialog über den Platz hinweg entsteht. Deshalb haben wir auch den Aufgang des Parkings aus der Achse gerückt, damit er diese Beziehung nicht stört.» Diese kubische «Möblierung», oberirdische Signalisation der Treppe, die ins unterhalb des Platzes situierte Parkhaus führt, irritiert aber den Blick. Sie verfehlt in ihren Proportionen den Massstab

3

Im Fokus des Platzes: das Untertor, westlicher Abschluss der Altstadt. Snozzi wollte den Aufgang des Treppenhauses zum unterirdischen Parking ursprünglich anders dimensionieren. In der Reduktion ist er mehr Möblierung als Bauwerk (Bilder: Roland Iselin)





zum Platz, duckt sich gleichsam vor der majestätischen Fassade des «Stadthofs». Snozzi, der das Element als ein eigenständiges, selbstbewusstes Bauwerk geplant hatte, bedauert, es auf die Dimensionen einer Plakatwand gestutzt haben zu müssen.

### Stadtmauer fiel

Auch mit dem altherwürdigen Schulhaus St. Georg hat Snozzi einen Umgang gesucht, der es nicht wie ein Relikt einer vergangenen Zeit wirken lassen sollte. «Die Idee war, entlang der Strasse eine Mauer aufzuführen, wie eine Stadtmauer, und den Platz zwischen dieser und dem Schulhaus dicht mit hohen Bäumen zu bepflanzen, die eine Art natürliches Dach über den Schulhausvorplatz gespannt und wie ein Grünfilter gewirkt hätten. Ich wollte eine Einheit von Schulgebäude und vorgelagertem, bewaldetem und ummauertem Platz kreieren.» Snozzi wollte das Schulhaus also deutlich vom Platz des «Stadthofs» absetzen. Städtebaulich sollte es nicht in ihn integriert werden. «Doch die Verantwortlichen der Stadt für denkmalpflegerische Aspekte wollten die Bäume nicht», bedauert der Architekt. Wohl wurde eine Mauer errichtet. Die aber ist zu niedrig, um eine klare städtebauliche Haltung anzunehmen. Sie wurde reduziert auf eine künstliche Hürde – Zeugnis einer unentschiedenen Haltung zwischen inszenierter Trennung und für Passanten ärgerlichem Hindernis.

4

**Als betrachtete er die moderne Burg mit Skepsis:  
Die Skulptur des St. Georg vor dem Schulhaus in  
seinem Rücken wirkt etwas verloren. Über den  
definitiven Standort brütet der Stadtrat noch**

5

**So selbstbewusst der «Stadthof» den Auftakt zur  
Neustadt markiert, so wenig protzt er im Kontext**

6

**Situationsplan**





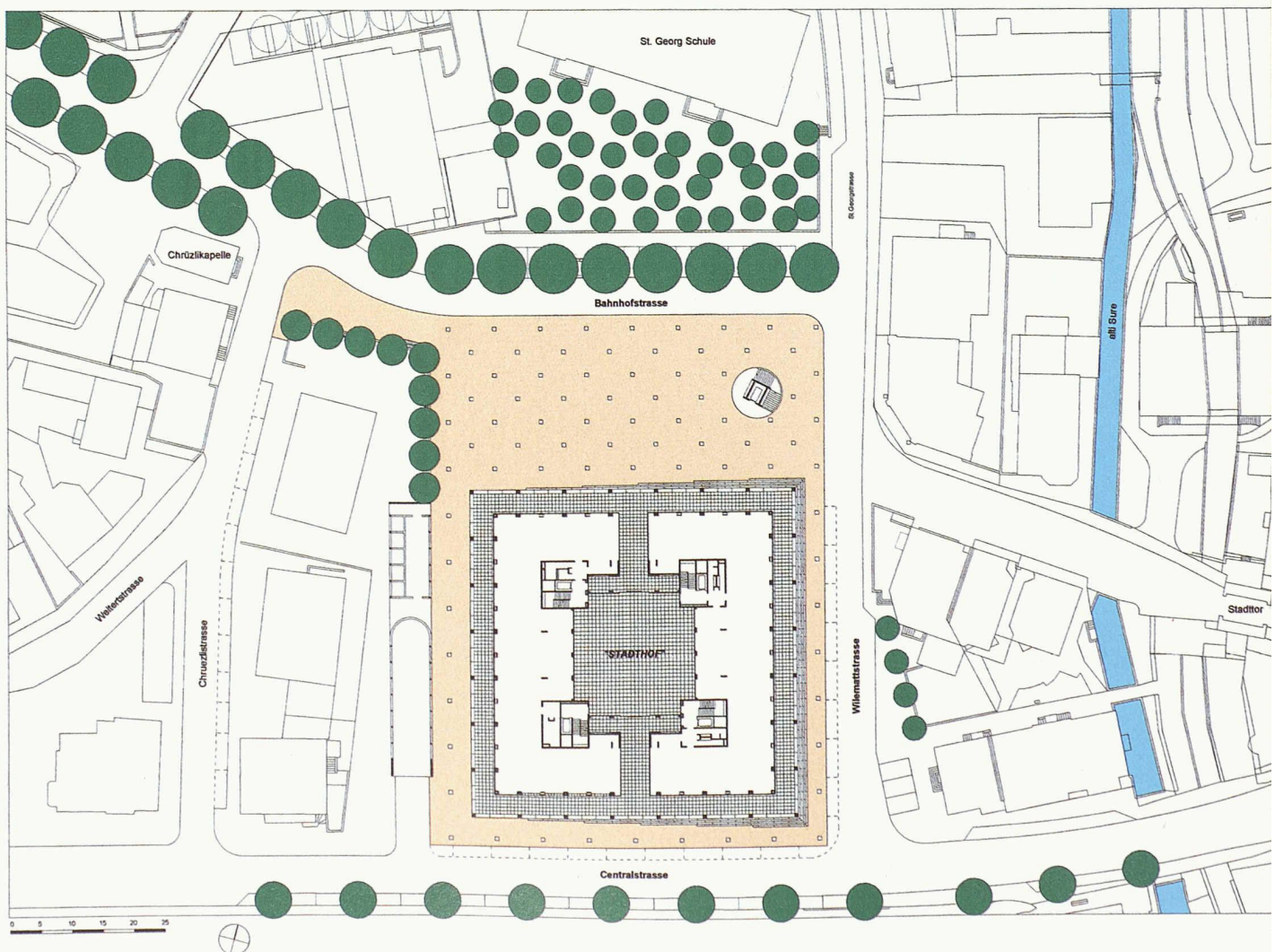
### Vom «Municipio» über den «Postturm» zur «Mall»

Hervorgegangen war das Projekt des «Stadthofs» aus einem Wettbewerb, den die Stadt veranstaltete. Den Baukredit zu sprechen, verweigerte sich die Bevölkerung. Überzeugt von der architektonischen Qualität von Snozzis Entwurf suchte die Stadt einen privaten Investor und fand ihn in der Alfred Müller AG, die das Terrain kaufte, um Snozzis Projekt zu realisieren.

Der Ort blieb derselbe, aber der Inhalt änderte sich. Der Bau würde nun kein öffentlicher mehr sein, sondern ein privater. «Das hat uns zunächst einmal in eine Krise gestürzt», gesteht Snozzi. «Denn dem Projekt lag der öffentliche Charakter zugrunde – auch von seinem Symbolgehalt her. Nun galt es, das Projekt in einen privaten Kontext zu stellen. Ein privates Gebäude aber kann nicht denselben Ausdruck haben wie ein öffentliches.» Dennoch war es nicht möglich, ein neues Projekt auszuarbeiten. Denn der Investor hatte das Land gekauft um dieses Projekts willen.

So wurde aus dem «Municipio» mit einem zentralen Atrium, einem internen Aussenraum also, der «Postturm» mit überdachtem Hof, um den sich die Schalter gelegt hätten. Nach dem Rückzug der Post wurde er als «Mall» konzipiert, die von Geschäften – unter anderen auch der Post – umschlossen wird.

Bis zuletzt waren also alle Nutzungen, die den öffentlichen Charakter des Baus ausmachten, «gefallen». Luigi



7

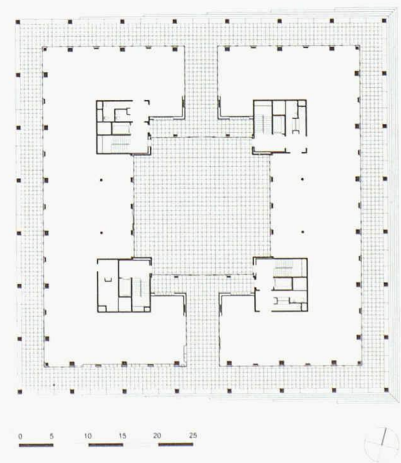
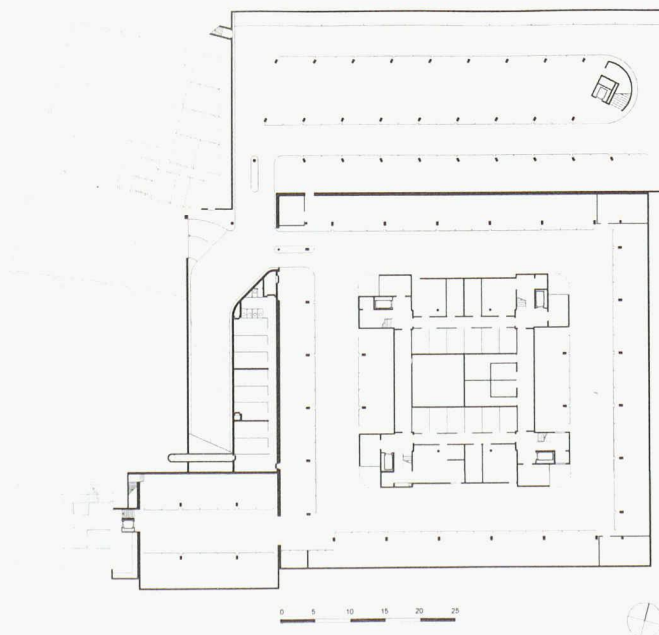
Die Gestaltung des Martigny-Platzes, asphaltiert und mit einem Granitplattenmuster durchsetzt, soll dem Charakter als Fest-, Markt- und Verweilplatz gerecht werden. Snozzis Vorstellung des Platzes vor dem St.-Georg-Schulhaus als so dicht baumbestandene Fläche, dass ein Gründach entsteht, wird hingegen nicht realisiert. Statt der «Stadtmauer» wurde ein Mäuerchen gebaut – mehr Hindernis als städtebauliche Gliederung

8

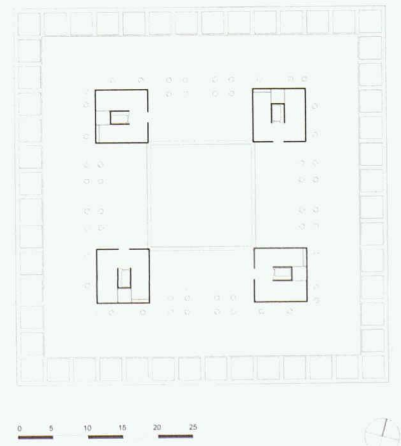
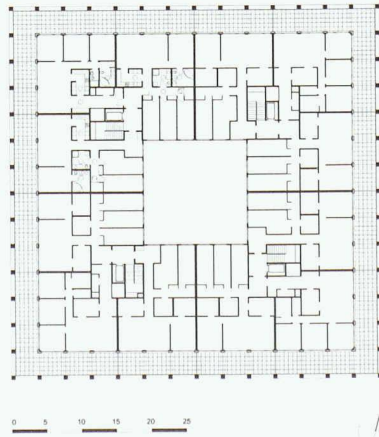
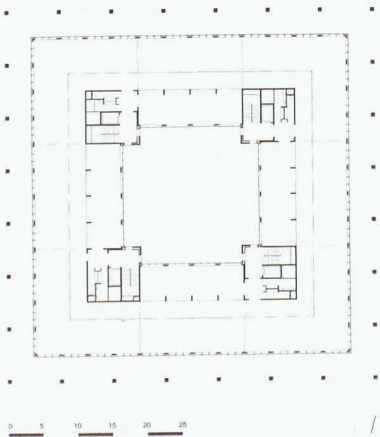
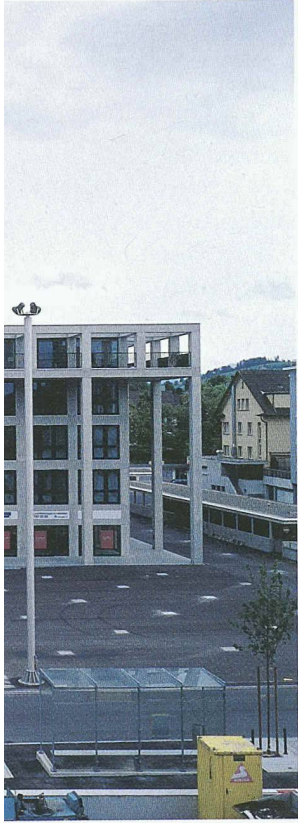
Blick von der Dachterrasse auf das St.-Georg-Schulhaus

9

Grundrisse: Untergeschoss mit dem Parkhaus, Erdgeschoss, 1.–3. Obergeschoss, 4. Obergeschoss/Wohnungen, Dachgeschoss











10

Die Ecke der Decke stösst auf die Ecke des Erschliessungsturms. Die seitlich umlaufenden Lichtschlitze erzeugen die schwebende Wirkung

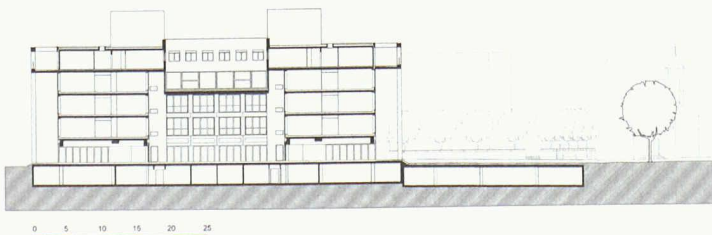
Snozzi bleibt indes die berechtigte Hoffnung, dass die Gemeindeverwaltung sich dereinst doch noch in dem Gebäude einmietet – was dafür spricht, dass Snozzi den repräsentativen Ausdruck des Baus bewahrt und wohl Änderungen, aber keine «exzessiven Eingriffe» vorgenommen hat.

Mit seinen vier Erschliessungstürmen in den Ecken wirkt er wie eine neuzeitliche Burg; die gigantischen, fast 14 Meter hohen Arkaden, die den Bau auf allen vier Seiten abschliessen, erinnern aber auch an einen Tempel – abstrahiert durch die puristisch reduzierte Formgebung und den Einsatz von vorfabriziertem Beton. Der Kubus, der 53 × 53 Meter misst, ist «ausgehöhlt» und birgt einen quadratischen Innenhof, eine überdachte Piazza, die auf allen vier Seiten im Erdgeschoss von Detailhandelsgeschäften (1330 m<sup>2</sup>) und der Post gesäumt wird. Die drei Obergeschosse beherbergen Büros (4400 m<sup>2</sup>), das vierte, als Attika ausgebildet, zwölf Wohnungen. Aus Gründen der höheren Ausnutzung wurden zwei der vier Eingänge gestrichen, die die Symmetrie perfekt gemacht und den Bau als wirkliches Scharnier ausgebildet hätten.

Auf der Höhe zwischen dem zweiten und dem dritten Geschoss ist eine Decke eingezogen, abgestützt in den Ecken von den vier Betonpfeilern mittels Auflagern. Der Hof ist zu einem Innenraum geworden, der aber

11

Schnitt



### Verkehrsregime

(*rhs/pd*) In Sursee gelten auf der Bahnhofstrasse seit Anfang April 2003 neue Verkehrsregeln. Der Abschnitt Untertor bis Kyburgerstrasse ist neu als «Begegnungszone» signalisiert. Hier gilt Tempo 20, und die Fussgänger haben grundsätzlich auf dem gesamten Strassenraum Vortritt. Mit dieser Massnahme soll das Stadtzentrum aufgewertet und attraktiver gemacht werden, ohne das lokale Gewerbe durch ein generelles Fahrverbot vom Individualverkehr abzuschneiden.

Die Idee einer «Mischverkehrsform» wurde Mitte der Neunzigerjahre schon in der Berner Gemeinde Burgdorf aufgenommen, wo der Ortskern zur «Flanierzone» wurde, ohne den Kundenverkehr für die Geschäfte durch ein generelles Fahrverbot zu erschweren. Aufgrund der positiven Erfahrungen während der vierjährigen Burgdorfer Testphase wurde die «Begegnungszone» auf den 1. Januar 2002 in die Signalisationsverordnung des Bundes aufgenommen.

### Verbindung von Alt- und Neustadt

Bei der Umsetzung der Begegnungszone in Sursee stand noch ein weiterer Gedanke Pate. Der Strassenraum auf der direkten Verbindungsachse zwischen Alt- und Neustadt (Bahnhofgebiet) sollte aufgewertet werden. Die Begegnungszone «führt» somit nicht nur die verschiedenen Verkehrsteilnehmer zusammen, sondern verknüpft auch die beiden Einkaufszentren von Sursee miteinander. Die Eingänge der neuen Begegnungszone sind signalisiert. Von der Central- und der St.-Urban-Strasse her sind sie mit Schwellen markiert. Auf der Bahnhofstrasse wurde die aus technischen Gründen nicht realisierbare Schwelle durch eine Schachbrett-Markierung auf dem Strassenbelag ersetzt. Die Fussgängerstreifen innerhalb der Begegnungszone wurden entfernt.



dennoch natürliches Licht empfängt. Um gut 2 Meter von den Innenfassaden abgesetzt, was ihr einen schwebenden Eindruck verleiht, lässt die Decke an den Rändern ein vierseitig umlaufendes Dachoblicht frei.

So klar und einfach die Form, so konzentriert ist die Materialisierung: Der ganze Bau besteht aus vorfabrizierten Betonelementen, der Boden ist mit schwarzem Granit belegt. Keinen Einfluss hatte Snozzi auf die Innenräume. Er übergab die Büros im Rohbau, weil sich die Mieter nicht auf eine einheitliche Gestaltung einlassen mochten.

### Tempel ohne «Glasschrein»

Das ist es aber nicht, was den Architekten heute umtreibt, da er den Bau reflektiert. Es sind andere «Defekte», die er bedauert - wobei er betont, dass sie den Architekten, nicht dem Investor zuzuschreiben seien.

Es ist der Rhythmus der Pfeiler der Arkade, der Snozzi betrübt. «Die Pfeiler stehen meiner Ansicht nach zu weit auseinander. Ursprünglich sahen wir Ecken vor, die aus drei Pfeilern gebildet waren, sodass die Intervalle zwischen den Pfeilern kleiner waren - und es war zehnmal besser.» Weil den Architekten diese Ecklösung nicht gefiel, strichen sie die beiden zusätzlichen Pfeiler, sodass in jeder Ecke nur einer übrig blieb. Die Abstände vergrößerten sich, weil die Pfeiler nun von zehn auf acht reduziert wurden und so auf die Achse der Fensterprofile zu liegen kamen, mit denen sie eigentlich nichts zu tun haben.

Zweiter Stein des Anstosses ist die schwarze Farbe der Fensterprofile, die Snozzi gegen den Wunsch des Bauherrn nach einem dezenteren Grau durchsetzte. «Aber ich bin eines Besseren belehrt: Der Investor lag richtig, ich habe mich geirrt.» Die Profile erzeugen nun einen starken Kontrast zum Grau des Betons, was die Fenstergliederung über Gebühr stark hervortreten lässt: «Man liest die Struktur. Die prägnante «Leinwand» der Pilaster wird durch die Gliederung dahinter geschwächt.» Aus der Distanz überlagern sich die beiden Gliederungen tatsächlich, als lägen sie in einer Ebene. Es entsteht einerseits eine fremdartige Konkurrenz der Ordnungen, andererseits aber auch eine Beziehung zwischen ihnen. «Wären die Fenster hellgrau, wäre die Arkade der Blickfang, und der Baukörper dahinter würde als kompaktes Volumen erscheinen.» Es wäre ein Verfremdungseffekt erzielt worden, der den abstrakten, fast surrealen Aspekt des Baus unterstrichen hätte.

Der dritte «Schönheitsfehler» allerdings ist dem Investor zuzuschreiben. Snozzi schwebten im Innern Fassaden aus Glasbausteinen ohne jegliche Gliederung vor, sodass sie als einheitliche Wände in Erscheinung getreten wären. «Es hätte eine Art inneren Glasschrein gegeben.» Das Bild des Tempels hätte damit auch im Innern seine Entsprechung gefunden. Weil die Glasbausteine keinen Ausblick gewähren und sich daher wohl als Konferenzräume der Gemeinde, nicht aber als private Büros geeignet hätten, verweigerte der Bauherr hier die Gefolgschaft und verlangte dieselben Fenster wie ausen.

Leben kann der Architekt mit diesen Abstrichen: «Mich interessiert mehr das Gebäude an sich, was es



E-Mail überall dabei. Da quitiert man auch die Zugverspätung mit einem Lächeln.

## E-Mail unterwegs: Reise- und Wartezeiten jederzeit einfach, produktiv und sinnvoll nutzen

*Wer beruflich viel reist, will seine Zeit trotzdem effizient einsetzen können. Swisscom Mobile sorgt dafür - und macht das Büro mobil. Zugriff auf E-Mails, Termine, Kalender, Firmendaten unterwegs: Das geht mühelos, schnell und praktisch.*

Swisscom Mobile über das mobile Büro

Reise- und Wartezeiten sind ideale E-Mail-Zeiten. Auf der Fahrt zum nächsten Termin können Informationen kurz durchgesehen, bearbeitet und verschickt werden. Manchmal bleibt auch zwischen zwei Besprechungen mehr als genug Zeit, um einen Blick in die Mailbox zu werfen, ein Kundenanliegen zu beantworten oder sicherzugehen, dass nichts liegen bleibt. Dank dem mobilen Büro von Swisscom Mobile verschwinden unnötige Leerzeiten. Sie werden zu sinnvollen Arbeitszeiten. Das mobile Büro funktioniert zum Beispiel mit Lösungen wie Corporate Office Access oder BlackBerry®. Mit einer elektronischen Agenda (einem PDA wie beispielsweise dem iPAQ oder

dem BlackBerry®-Endgerät) können E-Mails empfangen und verschickt, Termine bearbeitet und Aufgabenlisten eingesehen werden.

**Immer dabei: E-Mails, Termine, Aufgabenlisten**

Bei Corporate Office Access stellt das Handy die Verbindung vom iPAQ zum firmeneigenen Mailserver her. Beim BlackBerry®-Endgerät sind Handy und elektronische Agenda im gleichen, handlichen Gerät. Mit der einfachen Bedieneroberfläche lässt sich komfortabel arbeiten. Die E-Mails und Termine werden automatisch und verschlüsselt an das BlackBerry®-Endgerät geschickt - unmittelbar nachdem sie versendet wurden. Das Gerät ist immer online mit dem Mailserver verbunden. Dabei wird nur das übertragene Datenvolumen verrechnet, nicht die Verbindungszeit.

[www.swisscom-mobile.ch/business](http://www.swisscom-mobile.ch/business)

Mit Corporate Office Access und einem iPAQ wird das Handy zur mobilen Mailstation im Kleinformat.

Bei BlackBerry® ist das Endgerät Handy und Agenda in einem, immer online, komfortabel zu bedienen.

Info mobiles Büro: Business Hotline von Swisscom Mobile 0800 88 99 11



ausgelöst hat in der Stadt – städtebaulich und politisch.» Nun, da der «Stadthof» steht, scheint die Mehrheit der Bevölkerung – auch jene, die in der Volksabstimmung dagegen votiert hat – dem Gebäude wohl gesinnt zu sein. Snozzi ist überzeugt: «Es war mehr ein Nein gegenüber den politischen Behörden denn eine Ablehnung der Architektur. Jedenfalls reagieren die Menschen positiv auf das Gebäude. Und alle bereuen es, nicht schon zu Beginn diese Einsicht gehabt zu haben.»

12

**Der letzte Zeuge der einstigen Ofenfabrik Weltert ist der Verwaltungsbau, der zur überdimensionierten Spolie zu verkommen droht**



### Historischer Bau als Spolie

(rhs) Im Schatten der Verleihung des Wakker-Preises steht die Planungsgeschichte um die Überbauung des über 30 000 m<sup>2</sup> grossen Areals der ehemaligen Ofenfabrik Weltert & Co. (später Therma/Elektrolux). Franz Xaver Weltert gründete die Firma 1871 in Büron und errichtete in Sursee in den Jahren 1873–77 die grösste Ofenfabrik der Schweiz. Heute gehört das Gelände der Pax, die ein gigantisches Projekt plant, dem in der ursprünglichen Fassung das Verwaltungsgebäude (500 m<sup>2</sup>) der Fabrik – des letzten Zeugen der Fabrik, deren Produktionsräume bereits in den 80er-Jahren geschleift wurden – zum Opfer fallen sollte. Aufgrund eines Gutachtens des Winterthurer Büros Arias von Hans-Peter Bärtschi wurde der Bau dann aber unter Schutz gestellt.

Dennoch opponierte der Heimatschutz dem Ansinnen der Pax, das Gelände in Etappen mit einem L-förmigen Block und punktförmigen Wohnbauten zu überbauen. Allein zur Centralstrasse hin sah das Projekt Leuenberger einen 200 Meter langen, 22 Meter tiefen und 5- bis 6-geschossigen Riegel als Dreibänder vor, dessen längerer Schenkel entlang der Centralstrasse führen sollte.

Ausserdem – so Hans-Beat Ulmi, Präsident des kantonalluzernerischen Heimatschutzes – «überbrettert» das Projekt den alten Therma-Bau, ist höher als jener und quetscht ihn förmlich ein. In der Folge arbeiteten die Mitglieder der Stadtbaukommission, Hans Kunz und Res Weber, zusammen mit Bruno Jenni vom Büro Snozzi eine Alternative aus. Die Kommission war im Jahr 2000 als Ersatz der Altstadtkommission ins Leben gerufen worden, um die Unabhängigkeit der darin einsitzenden Fachleute zu sichern. Kunz, Weber und Jenni erteilten der zur Strasse hin angestrebten Monokultur – Geschäfte und Büros – eine Absage und plädierten für eine gemischte Nutzung, die verhindern würde, dass die Centralstrasse des Nachts zur «toten Zone» würde. Um nicht «mit einem Bund» hinter dem historischen Zeugen der Fabrikarchitektur durch zu «rattern» (Kunz), schlugen sie mittels einer A-förmigen «Umbauung» eine «Inszenierung» des Therma-Verwaltungsbaus vor. Die Stadt beauftragte in der Folge Hansueli Remund mit einer Überarbeitung. Während die Stadt das Resultat als «Synthese» betrachtet, ist sie für den Heimatschutz lediglich eine «Variante Leuenberger». (tec21 hat bei der Stadt um Zusendung der Konzepte Pax/Leuenberger, Kunz/Weber/Jenni und Remund vor Wochen nachgesucht. Obwohl für Erstere und Letztere zugesichert – die Studie Kunz/Weber/Jenni wird als «internes Papier» unter Verschluss gehalten –, sind sie bis Redaktionsschluss nicht eingetroffen.) Stören tut sich der Heimatschutz insbesondere daran, dass die Überbauung des Therma-Areals angesichts der unsicheren wirtschaftlichen Aussichten und weil über einen Zeitraum von zehn Jahren etappiert Stückwerk bleiben könnte, sodass der baubewilligte Neubau der ersten Etappe «ein Torso bleiben wird». Für den Stadtrat hingegen ist es gemäss Webseite ein «Glücksfall, wenn Mittel für eine nachhaltige Entwicklung der Stadt Sursee von dritter Seite eingesetzt werden».